



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.



No. 27.

Wiesbaden, den 2. Juli 1896.

II. Jahrgang.

Telephon Nr. 2243.

Humoreske von Paul Mira.

(Nachdruck verboten.)

Ich hasse das Telephon, meinetwegen hätte sich — Sie dürfen es mir glauben — Herr Edison nicht zu bemühen gebraucht. Sie finden, daß das ein einseitiger Standpunkt ist. Nun, hören Sie meine Geschichte und Sie werden meine Aversion gegenüber dieser Erfindung vollkommen begreifen.

Eines Tages besuchte mich mein alter Freund Hans Stegemann, der mit großem Glück an der Börse operirt. Man sagt, er habe irgend ein unfehlbares System, er leugnet das mit der unschuldigsten Miene der Welt und schiebt alle seine Gewinne dem Zufall in die Schuhe. Jedenfalls war er in der angenehmen Lage, sich bei diesem „Geschäft“ ein Vermögen zu erwerben, allerdings hat er seinen ruhigen Schlaf und seine gesunden Nerven geopfert.

„Du, lieber Freund“, sagte er an jenem verhängnisvollen Tage „ich habe mich überzeugt, daß es Dir leidlich gut geht, kommen wir nun zu dem Zweck meines Besuches“.

Ich nickte und bat ihn, fortzufahren.

„Ich will mein Telephon aufgeben. Hast Du nicht die Absicht, Dir eines anzuschaffen? Es hat große Vortheile, Dein Bekanntenkreis ist groß, es wird Dir auch sonst viel Vergnügen bereiten, ich empfehle es Dir auf's Wärmste.“

„Na, es ist ja schließlich keine so große Geschichte — meinte ich Ahnungsloser — gut, ich übernehme Deine Nummer.“

Und ich übernahm seine Nummer.

Am nächsten Tage, um 8 Uhr Früh werde ich von meinem Diener geweckt.

„Das Telephon!“ spricht er bedeutungsvoll mit dem Stolze eines Dieners, dessen Herr zum Telephon-Abonnenten avancirt ist.

Ich reibe mir in aller Gemüthsruhe den Schlaf aus den Augen. Da höre ich es heftig läuten, und ich beschleunige diese Manipulation. Hastig trete ich an den Apparat.

„Halloh, halloh, wer dort?“ rufe ich freudig, denn die Sache hatte für mich noch einigermaßen den Reiz der Neuheit.

„Ich bitte Sie, Herr Stegemann, speculiren Sie nur ja nicht in Credit, ich habe sichere Informationen. Es ist ein kleiner Krieg ausgebrochen — alle Werthe gehen zurück.“

„Ich danke“ — erwiderte ich — aber meinetwegen können auch größere Kriege ausbrechen.“ Und ich läutete ohne weitere Erklärungen ab.

Fünf Minuten später mußte ich wieder an den Apparat.

„Pardon, ich habe Sie nicht verstanden, wir wurden unterbrochen, mitten im besten Gespräch. Ich sag' Ihnen, diese Störungen sind schrecklich.“

Ich sah, daß es nun doch nöthig sei, ihm Erklärungen zu geben.

„Verehrter Herr“, sprach ich, „ich kenne Sie nicht und erlaube mir Ihnen zur Kenntniß zu bringen, daß Herr Stegemann der frühere Besitzer der Nummer 2243 plötzlich wegen eines Nervenleidens sich vom Telephon zurückziehen mußte. Ich bitte Sie, mich nicht zu einem ähnlichen Schritte zu zwingen. Ich habe die Ehre.“

Rrrr . . . rrr. Der Apparat grölte noch eine Weile.

Dieser erste Flittertag meiner telephonischen Verbindung lief noch glimpflich ab. Es kamen fünf falsche „Anrufe“ vor, sechs Herren bestellten verschiedene Werthpapiere bei mir, und ein Portier theilte mir mit, daß an meinem Hause Reparaturen im Betrage von einigen Hundert Thalern nothwendig seien. Selbstverständlich ging das meinen Vorgänger an, für Reparaturen an meinen Häusern habe ich leider noch keinen Pfennig gezahlt!

Der nächste Tag brachte eine Reihe größerer angeregter Unruhen. Da meldete sich einer der Telephon-Spazavögel, die leider nichts Besseres zu thun haben, als im Caféhause an's Telephon zu eilen und mit ihren Bekannten sinnige Aprilscherze aufzuführen, rein um sich die Zeit zu vertreiben.

„Du, rath einmal, wer da ist? Oh, an der Stimme wirst Du mich nicht erkennen. Die hab' ich natürlich verwechselt. Hast Du nicht wieder einen Haupttreffer gemacht, Bösewicht?“

Ich läutete etwas temperamentvoll ab und rief das Telephonfräulein an:

„Bitte, Fräulein, mich nie mehr mit einem Spazavogel zu verbinden, sonst gebe ich das Abonnement auf.“

Rrr . . . rrr . sprach der Apparat, er schien mich auszulachen.

Es währte nicht lange und ich wurde wieder aus meiner Ruhe aufgeschreckt.

Eine Damenstimme. Ich griff behutsam zur zweiten Muschel. Also, so ein Kerl ist mein Freund, war mein erster Gedanke. Wenn ich nicht sein Telephon übernommen hätte, wäre mir über seine Schande nie etwas zu Ohre gekommen.

Ich horchte mit gespannten Sinnen. Das interessierte mich gewaltig. Ich mußte mich anstrengen, denn die Dame sprach sehr leise. Eine Flüsterstimme. Ach, der Glückliche! Ja, der Kerl weiß, in was er sich verliebt! Und, Herr Gott, zu der Stimme gehörten ohne Zweifel ein paar herrliche Augen, ein goldiger Pops, ein schmales Mündchen — zum Teufel, wenn ich nur besser gehört hätte.

Ich stellte mich auf die Fußspitzen, ich preßte die Hörmuscheln fest an mein Ohr, ich hielt den Athem zurück, ich tänzelte, ich hallote hin und hallote her — vergebens, ich verstand keine Silbe.

Wer weiß, wie viele der süßesten Zärtlichkeiten da ungehört verhallen! ärgerte ich mich und da ich die Situation doch irgendwie zu meinem Vortheile ausbeuten wollte, entschloß ich mich zu einem etwas kräftigeren „Hallo! Bitte, etwas lauter, mein Fräulein.“

„Fräulein! Machen Sie keine dummen Scherze, Schwiegersohn, Sie wollen austreiben, nächste Woche esse ich täglich bei Ihnen, Papa ist verreist.“

Ich wurde bleich für meinen Freund. Und ich hatte von ein paar herrlichen Augen, einem goldigen Pops und einem schmalen Mündchen geträumt!

Erlassen Sie mir, Ihnen den Jammer der folgenden Tage zu schildern. Die unbekanntesten Leute quälten mich mit den abenteuerlichsten Wünschen. Ich mußte mir mit Erklärungen meine arme Lunge wundschreien, denn die Leute wollten nicht begreifen, ich aber begriff, warum gerade mein Freund das Telephon aufgegeben hatte. Sie können sich meine Qual vorstellen, wenn geläutet wurde. „Das geht wieder den Vorgänger an“, war meine ewige Befürchtung. Mit einem verzweifeltsten Gesicht schlich ich mich stets an den Fernsprecher. Wenn ich die Nummer des Teufels gewußt hätte, bei Gott, ich hätte ihn um Hilfe angerufen!

Und es erwachte in mir die Sehnsucht nach jener schönen, telephonlosen Zeit, da kein Rrr . . . rr die Ruhe meiner Seele trübte und keinerlei Hallo-Anforderungen an meine Lunge gestellt wurden.

Und eines Tages rief ich das Ewig-Weibliche von der Centrale an:

„Wollen Sie mir einen Augenblick Gehör schenken, mein Fräulein? Ich melde hiermit meinen Marterlasten ab. Ich werde es auch brieflich thun. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mich nie mehr verbinden würden. Es hat mich sehr gestreut. Das Vergnügen war nicht meinerseits.“

Rrr . . . rr . . . höhnte mit leisen Tönen die Erfindung Edisons's.

Ich warne hiermit feierlich jeden meiner Bekannten vor der Nummer 2243, welche Unglück, Elend, Familienzwistigkeiten u. s. w. bedeutet und wenn Sie sich der Nähe unterziehen, im Telephonbuch nachzuschlagen, so werden Sie bemerken, daß diese Nummer gestrichen er-

scheint. Sie hat keinen Abnehmer gefunden. Ich aber will von jener schweren, für mein Trommelfell so bedeutungsvollen Zeit her nichts vom Telephon hören!



Der Galgenmaler.

Eine tragikomische Geschichte nach dem Leben
von H. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Diese Inserate, die sich in gleicher Größe mehrere Tage wiederholten, erregten allgemeine Aufmerksamkeit und nicht geringe Heiterkeit. Ueberall wurde von der geschickten Art gesprochen, in welcher Brömer den Racheakt seines Gegners nicht nur pariert, sondern auch zu seinen Gunsten gewendet hatte, der Galgenliqueur war berühmt, noch bevor er fabriziert wurde, und Bestellungen gingen so massenhaft ein, daß wirklich in der ersten Zeit die Fabrikation damit nicht gleichen Schritt halten konnte. Aber auch dieser Umstand diente zur Reklame für das neue Fabrikat, und da dasselbe wirklich ganz preiswert war und gut schmeckte, setzte es sich in der Gunst des Publikums dauernd fest.

Heute hat die Firma D. Brömer eine große Fabrik in Holzlingen, die mehrere hundert Arbeiter beschäftigt, und welche nicht nur Galgenliqueur, sondern auch Galgenseife, Galgenlud und andere „Galgenartikel“ produziert, die überall einen großen Absatz haben. Brömer ist heute schon ein reicher Mann und dessen Vermögen noch beständig im Wachsen begriffen.

In einem Krankenhause erwachte nach langer Bewußtlosigkeit der Maler Wenzel wieder zum Leben. Nachdem er die tausendfältigen Galgenbilder angemalt und eingesehen hatte, daß ihm die Polizei auf den Hals kam, entwich er und führte ein Vagabondenleben in den Wäldern und im Gebirge. Den Sommer über und einen Theil des Herbstes hindurch konnte der alte Mann dieses Leben aushalten, dann aber kam der Winter, und die kalte, rauhe Bitterung brachte dem Vagabonden eine Erkältung und einen schweren Typhusanfall. Bewußtlos wurde er durch Forstbeamte in einem Walde gefunden und nach einem Krankenhause geschafft, wo er lange zwischen Leben und Tod schwelte. Vielleicht wäre der Tod für ihn eine Erlösung gewesen, aber das Schicksal wollte es anders. Wenzel kam wieder zu sich, und seine Genesung schritt, wenn auch langsam, wieder vorwärts. Draußen war es Frühling, aber in der Seele des armen verkommenen Malers sah es nicht besonders frühlingsmäßig aus. Was bot ihm denn die Zukunft! Vorläufig wahrscheinlich nur einen Quartierwechsel, aus dem Krankenhause kam er in das Gefängniß, und wegen der systematischen schweren Verleumdung, die er Brömer angethan hatte, würde er wohl zu längerer Freiheitsstrafe verurtheilt werden.

Er sah jetzt auch ein, daß er dem armen Kerl, dem Brömer, schweres Unrecht gethan hatte.

Wenn er nun später aus dem Gefängniß kam, was dann!

Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als der Bettelsack! Wenn er doch gestorben wäre, dann wäre alles vorbei!

Als Wenzel soweit war, daß er sich allein ziemlich sicher bewegen konnte, wurde er eines Tages in das Bureau des Krankenhauses zu dem Direktor gerufen. Er ahnte, daß ihm dort seine Ueberführung in das Untersuchungsgefängniß angekündigt werden sollte. Der Direktor aber war sehr lebenswürdig, er forderte Wenzel auf, Platz zu nehmen, und sagte ihm dann: „In ungefähr vierzehn Tagen kommen Sie zur Entlassung, haben Sie schon überlegt, was Sie dann anfangen wollen?“

Wenzel zuckte die Achseln. „Ich werde wohl hinter irgend einem Baune sterben, wenn man mich nicht vorher einsperrt. Ich wünschte, es wäre recht bald aus mit mir, das Leben ist mir doch nur zur Last.“

„Sie dürfen nicht den Muth verlieren“, sagte der Direktor. „Der alte Gott lebt noch. Sie sollen in ein Asyl für alte Männer gebracht werden, wo Sie nicht nur gute Pflege, gute Kost, angenehme Wohnung und gute Gesellschaft haben, sondern sich ganz nach Belieben beschäftigen können. Auch kleinen, Ihnen lieb gewordenen Gewohnheiten des Lebens brauchen Sie nicht zu entsagen denn es ist für Sie ein reichliches monatliches Taschengeld zu Ihrer freien Verfügung ausgesetzt.“

„Und wo liegt dieses Paradies, in das man mich bringen will? Im Monde?“

„Nein, zwei Meilen von hier.“

„Wer zahlt denn die Kosten?“

„Herr Fabrikant Brömer, der sich verpflichtet hat, Sie bis zu Ihrem Ende in jener Anstalt zu erhalten. Hier haben Sie einen Brief von ihm, in dem er Ihnen alles erklärt. Er hat mir geschrieben, daß Sie sein Glück begründet haben, und er will sich Ihnen dankbar erweisen.“

Ich glaube wohl, Sie werden sich nicht weigern, das edelmütige Anerbieten dieses Mannes anzunehmen. In vierzehn Tagen werden Sie so weit sein, um in das Asyl überzusiedeln, und hoffentlich werden Sie dort noch manche glückliche Stunde verleben können. Ich wünsche Ihnen jetzt schon Glück zu dem Wechsel in Ihren Verhältnissen. Nun gehen Sie mit Gott, und danken Sie ihm, daß Ihre bösen Absichten gegen einen Unschuldigen sich in das Gegentheil verkehrt haben!“



Galerie zerstreuter Professoren.

I.

Professor Düstelmeyer pflegt jeden Tag nach Tisch ein Stündchen zu schlafen. Eines Tages kann er beim besten Willen nicht einschlafen. Er giebt sich die größte Mühe — umsonst. Nun versinkt er in tiefes Stunnen und grübelt nach, was wohl die Ursache dieser räthselhaften Erscheinung sein möchte. Er hat genug gegessen und getrunken, am Vormittag ein reichliches Arbeitspensum erledigt, keine aufgeregten Nerven und kann sich daher seine Schlaflosigkeit nicht erklären. Da endlich fällt ihm ein: „Er hat in der Zerstreuung verabsäumt, die Augen zuzumachen!“

II.

Professor Dufelberger hat die Gewohnheit, jeden Tag zwei Stunden am Flußufer spazieren zu gehen. Um zwölf Uhr geht er fort und ist um zwei Uhr zum Mittagmahl

wieder zu Hause. Neulich macht er auch seinen täglichen Spaziergang. Schon ist es nahezu zwei Uhr, da bemerkt er, daß er, anstatt seiner Wohnstätte nahe zu sein, sich viel weiter davon entfernt hat. Lange bleibt er sinnend stehen und denkt dem wunderbaren Problem nach. Schließlich findet er die Lösung. Er hat ja ganz vergessen, sich nach einer Stunde umzuwenden und den Heimweg anzutreten.

III.

Professor Faselhuber ist noch zerstreuter. Er hört nach Mitternacht einen Einbrecher einsteigen und ruft: „Tausend — komme ich heute wieder spät nach Hause!“



Li-Hung-Tschang im Reichstage.

(Eigener Bericht.)

Nachdem der Reichstagspräsident den chinesischen Würdenträger begrüßt hatte, entspann sich zwischen Beiden folgendes Gespräch:

Li-Hung-Tschang: „Sehr heiß heute!“

Präsident (für sich): „Die Chinesen scheinen dasselbe Unterhaltungsthema zu lieben wie wir. (Laut): Allerdings, Excellenz, sehr heiß!“

Li-Hung-Tschang: „Warum lassen Sie denn nicht im Sitzungssaal einen Regendrach aufstellen?“

Präsident: „Regendra — — —, ach so, bei uns geht man in diesem Falle in eine Badeanstalt.“

Li-Hung-Tschang: „Wovon spricht der Redner da unten?“

Präsident: „Er protestirt gegen den Wunsch der Regierung, das bürgerliche Gesetzbuch zu beraten.“

Li-Hung-Tschang: „So? Welche Todesart hat er denn gewählt?“

Präsident (deutet an, daß er nicht versteht.)

Li-Hung-Tschang: „Bei uns wäre in solchen Fällen das Bauchaufschlagen das Gewöhnlichste, aber das Aufhängen hat auch seine Vorzüge.“

Präsident (wie oben.)

Li-Hung-Tschang: „Derjenige, der jetzt spricht, ist der ein guter Redner?“

Präsident: „Ach nein, der spricht ziemlich viel Unsinn.“

Li-Hung-Tschang (verschmitzt): „Aha, Opium!“

Präsident: „Ganz recht, bei uns nennt man das aber — Sekt.“

Li-Hung-Tschang: „Davon muß ich auch einmal probiren.“

(Er geht in das kleine Foyer und trinkt eine Flasche Sekt.)

„Der Rebelspalter“ (Zürich.)



Dem Kranken Mann.

Halt ein mit Strafen, grausamen und gestrengen,
Beil' dich nicht, Armenter aufzuhängen.
Verhängst du dich zu oft, schaffst dir's Beschwerden
Und könnt' dir selber zum Verhängniß werden.



❖ Allerlei Humoristisches. ❖

Zu intim.

Frau v. X. (zu ihrem neu engagierten Hausmädchen): „Diese, ich habe gestern zu meinem Entsetzen bemerkt, daß Sie meine Stiefeletten und Ihre Schuhe mit derselben Bürste putzen; ich muß mir solche Underschwamtheit doch aufs strengste verbitten!“

Viel Muth.

Schwiegermutter: „Au, au, da hat mich eine Wespe gestochen!“
Schwiegersohn: „Was? Eine solchen Muth hätte ich dem kleinen Thierchen gar nicht zugetraut!“

Ein hoffnungsvoller Rod.

Kunde: „Der schwarze Rod, den ich bei Ihnen vorige Woche gekauft, ist sehr schlecht! Gleich im ersten Regen ist er roth geworden!“ — Erzdler: „Au, wenn er roth geworden, ist er ja noch nicht ganz schlecht!“

Höchste Seltenheit.

Erklärer (im Maritimenkabinett): „Hier sehen Sie, meine Herrschaften, zwei Steine aus Transvaal.“ — Herr: „Was ist denn daran so Werthwüdiges?“ — Erklärer: „Na, Sie wissen doch, daß dort die ganze Erde voller Gold steckt.“ — Herr: „Ach so, daß sind goldhaltige Steine.“ — Erklärer: „Im Gegentheil, es sind die einzigen beiden Steine aus Transvaal, in denen nicht eine Spur von Gold vorhanden ist.“

Röntgen-Strahlen in der Pyrit.

Vom Semmering wird dem „N. Wien. Tagbl.“ geschrieben: Ein Amateur photographirte hier nach Röntgen die schönste und kleinste Hand. Das Bild zirkulirte, und ein poetischer Doktor schrieb unter dasselbe den hübschen Vers:

„Da zeigt, von neuem Lichte durchblüht,
Die Hand sich, die, ach! ein Anderer besüßt.
O sähe ich nur mit Röntgens Gewalten
Mein Bild in ihres Herzens Falten!“

In der Dorfschenke.

Fremder: „Was ist denn hier los?“
Bauer: „O, nichts Besonderes! Die Burschen werfen bloß den Bürgermeister 'naus, weil sie sich in seiner Gegenwart geniren zu raufen.“

Grobheit.

Weltliches Fräulein: „Sehen Sie, Herr Doktor, dieses Delbild stellt mich als kleines Mädchen dar.“
Kritiker: „Ah, wahrscheinlich einer unserer alten Meister!“

Die musikalische Familie.

Herr: „Ihre beiden Fräulein Schwestern sind auch musikalisch, Fräulein Lina?“

Dame: „Jawohl, das liegt bei uns in der Familie; meine Mutter ist eine Cantors-Tochter und mein Vater hat in seiner Jugend auch Flötenblasen lernen wollen!“

Der Hochzeitsphilosoph.

Ein Hochzeitsgast (zum andern): Warum sind Sie so verstimmt?
Der Zweite: Ich bitte Sie, so eine Hochzeit ist noch ärger, als eine Schwurgerichtsverhandlung?

Der Erste: Wieso?

Der Zweite: Beim Schwurgericht braucht man acht „Ja“, um verurtheilt, und hier genügt schon ein „Ja“, um lebenslanglich bestraft zu werden.

Ein patriotischer Offizierbursche.

Der Chauvinismus rührt sich wieder stärker in Frankreich. Der „Figaro“, der dabei wacker mitmacht, verspottet ihn doch auch gelegentlich. Der Oberst eines Regiments, so meldet er, rühmt den Patriotismus seines Burschen: „Ich habe eine große Karte von Deutschland in meinem Zimmer hängen,“ erzählt er im Kreise der Kameraden, „aber mein Bursche hat sich ein für allemal geweigert, sie abzuhauben.“

Druckfehler.

Die „Berliner Börsen-Zeitung“ schreibt vom Jaren: „Daß er die Gattin an seiner Seite innig liebt, dem hat er selbst einen berebten Ausdruck in jenem Kuß gegeben, den er ihr, auf der Höhe des Thrones stehend, auf die Rippen drückte, einen Kuß, der gar nicht im Krönungszeremoniell vorgesehen war.“ — Da wir von einem Kuß so diskreter Natur bisher nichts vernommen haben, dürfte derselbe wohl auch kaum vor dem versammelten Volke vor sich gegangen sein. Alle Achtung vor dem Spürsinn des Reporters jener Zeitung!

Die neu aufgefrischte Mode.

Emma: „Aber, Else, Du bist ja hochmodern! Dein Mann ist recht nobel Dir gegenüber geworden.“

Else: „Ach nein, im Gegentheil, deshalb trage ich eben jetzt die Mädchenkleider von meiner Großmama ab.“

Kinderschlaueheit.

Mama: „Warum weint denn die Tonert?“

Der kleine Karl: „Weil der Hund meinen Kuchen gefressen hat.“

Mama: „Nicht möglich, ich sehe doch, daß Du ihn selbst isst.“

Der kleine Karl: „Nein, Mama, das ist der Tonert ihrer.“

Moderne Frauen.

— Sie gehen also heuer nach Ostende allein?

— Nein, ich nehme meine Hofe mit, die Kinder, die Amme, meine zwei Hunde und meinen Mann.

Prima-Referenz.

Gnädige (zur neuen Köchin): „Sie gefallen mir soweit ganz gut, die Hauptsache bleibt aber für mich, daß Sie ganz ausgezeichnet kochen können!“

Köchin (mit Pathos): „O, Gnädige, darnach können Sie sich bei unserem ganzen Dragoner-Regiment erkundigen!“

Ueberflüssiger Rath.

Arzt: „Ich rathe Ihnen, eine Lustkur zu versuchen.“

Patient (Schauspieler ohne Engagement): „Aber ich habe ja schon seit vier Wochen von der Lust gelebt.“

Regel de Tri.

Richter: „Sie sind beschuldigt, diesen Mann geprügelt zu haben.“

Angellagerter: „Ich gebe es zu, aber ich habe mildernde Umstände anzuführen.“

Richter: „Welche?“

Angellagerter: „Der Zeuge fragte mich: Wenn eine und eine halbe Henne in einem und einen halben Tag ein und ein halbes Ei legt, wie viele Eier legen dann zwei dreiviertel Hennen in 17 Stunden?“

Richter: „Es ist gut, Sie sind freigesprochen!“

Monolog eines Gelangweilten.

„Dös is wahr! Es is ja schön, wenn man's schön hat; aber wenn man's so schön hat, daß 's gar nimmer schön is, daß mer's schön hat, — des is a net schön!“

Parade-Marsch.

Einfähriger: „Himmelherrgott, diese Sonnengluth! Und da behauptet man immer, der Militarismus habe seine Schattenseiten!“

Eine Geschichte à la Ipsen.

Sein Vater war der Schneider Tips,

Ihr Vater handelte mit Nipps.

Sie wohnten an der Grenze Tipp's.

(Er hatte einen kleinen Nipps

Und sie war auch nur schwach an Gripps).

Ihr Vater war ein Feind von Tips —

Na das versteht sich eo ips!

Einst kam er heim mit einem starken Schwipps,

Fand Arm in Arm sie wie 'ne Grupp' aus Tups,

Schlug todt die Tochter mit den eignen Nipps's.

Der Jüngling hing sich auf an seinem Schlipps.

Aufzuge Blätter.